



Illustriertes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 15 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

## Der Bergwirth.

Geschichte aus den bairischen Bergen.

Von Herman Schmid.

(Fortsetzung.)

Lautes Lachen des Wirths unterbrach die Rede Falkner's, aber das Lachen war kein freundliches und vergnügtes. Der junge Mann, der das verhasste Wort aussprach, war der Ketter seiner Tochter; darum lachte er nur bei seiner Rede, jedem Andern hätte er mit einem wilden Ausbruch seines Zornes geantwortet, der noch vernehmlich genug aus seinem Gelächter herausklang. „Eisenbahn?“ schrie er und schlug, um den verbissenen Groll an etwas auszulassen, seinen Strohhut um die Tischcke, daß die Trümmer davon herunterbingen. „Wie man sich in den Leuten irren kann! Der Herr schaut ganz reputirlich aus und wie ein vernünftiger Mensch, und jetzt kommt er mir auch mit solchen Narrtheiten daher! Eine Eisenbahn bei uns — über unsere Berge! Man mücht' aus der Haut fahren, wenn man nur gleich eine andere hätt' zum Hineinfahren . . .“

„Nun, über die Berge soll die Bahn so eigentlich nicht gehn,“ erwiderte Falkner, der das Gebahren des Wirths verwundert betrachtete, „aber an denselben, in Einschnitten kann sie sehr wohl geführt werden; man will eben daran gehn, das Nivellement in den Wasserschluchten des Westerbergs aufzunehmen . . .“

Der Wirth hörte ihn nur halb, er lachte immer lauter, immer zorniger. „Dummheiten über Dummheiten, nichts als Dummheiten!“ rief er. „Zu was brauchen wir eine Eisenbahn; die Straßen, die unser schweres Geld kosten, haben seit vielen hundert Jahren gut gethan und werden noch tausend Jahr' gut thun, ohne die neumodischen Sachen, von denen wir nichts wissen wollen! . . . Wir bleiben beim Alten, das wir kennen, wir Bauern da in den Bergen herinnen! Also die Schluchten am Westerberg sollen gemessen werden? Nur zu; ich wünsch' alles Glück; werden schon darüber kommen, was ihnen der Berg für Rüssen zum Aufbeißen geben wird! Und der Herr will vielleicht auch noch bei mir logiren, damit ich den Gift und die Gall' jeden Tag frisch zu schlucken bekomn'? Nur zu, ich mach' mir nichts daraus; ich kann's abwarten und aushalten, den! ich! Freilich, ein Anderer, wenn mir so gekommen wär', dem hätt' ich den Fleck gewiesen, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat; aber bei Ihnen, da muß ich schon eine Ausnahm' machen und ein Aug' zudrücken — wegen meiner Tochter, der Juli. Also bleib' der Herr nur da und logir' er bei mir und mess' er, so viel er will . . . ich will zuschauen und mir den Buckel voll lachen, wenn ich seh', wie einmal Alles drunter und drüber geht wie beim babylonischen Thurm!“

Juli's Rückkehr unterbrach das Gespräch zu geeigneter Zeit;

zugleich kam auch der Postillon heran, der sich ebenfalls anschicken wollte, seinen Ritt fortzusetzen. „Da hat mir der Posthalter ein Pfen mitgegeben, das ich Euch bringen soll, Bergwirth,“ sagte er und reichte ihm ein Schreiben . . . „ich hab's in der Taschen gehabt und hätt' schier ganz darauf vergessen . . .“

Der Wirth nahm das Schreiben und trat, es öffnend, bei Seite, während der Postillon zu Pferde stieg und bald am jenseitigen Abhange verschwand; sein Gruß war unbeachtet geblieben, denn der Wirth hatte das Papier kaum entfaltet, als er es mit einem halblauten Fluche auseinanderriß und die zusammengeballten zerknitterten Fetzen ingrinnig zu Boden schleuderte.

„Ihr Vater scheint üble Nachrichten bekommen zu haben!“ sagte Falkner, indem er dem unwillig Hinwegeilenden nachsah; das Mädchen aber suchte betroffen die weggeworfenen Stücke zusammen und faltete eines derselben wieder auseinander.

„Was muß denn nur das sein . . .“ sagte sie, „so auseinander hab' ich den Vater mit gleich gesehn. . . . Aha, jetzt glaub' id's wohl!“ fuhr sie fort, als sie einen Blick hineingeworfen hatte . . . „das ist ihm das Allerbitterste . . . die Errichtung einer Posthalterei zu Westerberg betreffend“ . . . und da steht wieder . . . kann sein Besuch einer Würdigung um so minder unterstellt werden, als die in nächste Aussicht gerückte Erbauung einer Eisenbahn“ . . . Jetzt begreif' ich Alles!“

„Ich fange ebenfalls an zu begreifen,“ sagte Falkner, „und sehe nur zu wohl, daß Ihr Vater ein Feind neuer Einrichtungen ist . . .“

„Ja,“ sagte Juli wie begütigend, „die Posthalterei, die wär' seine einzige Freund' gewesen — jetzt ist's vorbei damit — er hat bis jetzt von der Eisenbahn nichts hören wollen . . . da wird jetzt dem Faß vollends der Boden aus sein . . .“

„Das sind schlimme Ausichten für mich — noch ehe ich ahnen konnte, daß ich Sie hier wiedersehen würde, hatte ich mir vorgenommen, hier meinen Wohnsitz zu nehmen und lange Zeit zu bleiben . . . nach Allem, was ich nun weiß, muß ich Ihrem Vater ein sehr unwillkommener Gast sein — mein Geschäft gehört zu den Vorarbeiten des ihm so verhassten Unternehmens . . .“

„Haben Sie deswegen keine Sorge,“ rief das Mädchen rasch, „der Vater ist außerdem die gute Stund' selber. Sie werden sich schon mit ihm vertragen . . . wenn Sie wollen,“ setzte sie etwas leiser und langsamer hinzu.

## Ein Dichter des Wuppertales.

Von Albert Traeger.



Emil Mittershaus.

„Nicht ziemt's dem Sänger, sich im Traum zu wiegen,  
Nicht ziemt's dem Sänger, müßig Tag für Tag  
Im weichen Arm der Himmlischen zu liegen.  
Fluch solchem Dasein! Bei dem Träumer nicht,  
Nicht bei dem Schwächling wird die Muse rasten,  
Doch immer gern sie dem die Kränze schiebt,  
Der muthig trug des Lebens Mu' und Lasten.“

Es wird bald ein Jahr, am 18. Juli, daß ich zur sonntäglichen Nachmittagsstunde in der überfüllten Tonhalle des Johannisberges bei Viefelsfeld saß, entgegenharrend dem Beginne des Festes, welches der Gesangsverein „Arion“ zu Ehren meines Nachbars Ferdinand Freiligrath in groartigstem Maßstabe veranstaltet hatte. Galt es doch, den aus der Verbannung Heimgekehrten auf der rothen Muttererde zu begrüßen, und war es doch ein Volksfest im eigentlichen und schönsten Sinne, denn das Volk hatte den treuen Sohn sich selber wieder eingeholt und dem Bedrängten es ermöglicht, die lang' getragene Bürde schwerster Sorgenlast in der Fremde zurückzulassen. Glänzend hatte das deutsche Volk diesmal die oft wiederholte Anklage entkräftet, daß es nur um seine todten Dichter sich kümmere, und dem Liede eines Dichters war

es nächst der warmen Ansprache des Comités gelungen, mit den Herzen auch den strengerem Verchluss der Geldbeutel zu öffnen. Soweit die deutsche Zunge klingt, hatte jener poetische Aufruf geundnet, der durch die Gartenlaube bis in das kleine Blättchen der deutschen Colonie auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung seinen Weg um die Welt gemacht. Dies Alles zog mit innerem Jubel durch meine Seele, während die Klänge der Jubel-Overture um mich verhallten. Und nun sollte er den selbstgedichteten Prolog sprechen, er, der Freiligrath-Dotation verdienstvoller Förderer, mein langjähriger Freund und Gesinnungsgenosse, den ich trotzdem noch niemals von Angesicht gesehant, Emil Mittershaus aus Barmen.

Da stand er schon, vorschriftsmäßig angethan, eine hohe, kräftige Gestalt, eine westphälische Eiche im Frack, die gesammte Erscheinung vielleicht nicht im Einklange mit dem Bilde, unter welchem jugendliche Schwarmerinnen ihren Lieblingsanger träumen, aber auf den markigen Zügen den Ernst, in dem aufblitzenden Auge das Feuer des echten Mannes und Dichters. Er gewährt so ganz den Eindruck eines selbstgemachten Mannes, kernhaft Alles, auch die volltonende Stimme. Dichtung und Vortrag ver-



schien ihre Wirkung nicht, bis zur Begeisterung aber stieg in der gehobenen Stimmung des Banketts der Beifall, als Rittershaus in einem durch Inhalt wie Formvollendung gleich ausgezeichneten Stegreifgedichte den üppigen Damenflor feierte. Dieses augenblickliche Commandiren der Poesie, das Goethe von dem Poeten verlangt, steht Rittershaus in einer Weise zu Gebote, daß er getrostes Muthes darauf reisen könnte, und diese besondere Fertigkeit hat sich in Verbindung mit der allgemeinen dichterischen Anlage schon sehr frühzeitig entwickelt. Als der einstmal renommierte Improvisator Langenschwarz 1844 in Barmen eine seiner Vorstellungen gab, erklärte das zehnjährige Birschchen lak: „Das kann ich auch,“ verlangte ein Thema und schrieb nach kurzem Besinnen drei achtzeilige Strophen nieder.

Die Leser der Gartenlaube erinnern sich gewiß noch des Artikels von Karl Vogt im vorigen Jahrgange über die neu entdeckte Grüner Höhle bei Herlohn. Das darin mitgetheilte prachtvolle Gedicht hatte Rittershaus bei dem fröhlichen Mahle der aus der Unterwelt wieder Emporgestiegene einem der Höhlenfahrer in die Feder dictirt. Unter ihnen befand sich auch Wilhelm Auffermann aus New-York, der Stifter und Präsident der amerikanischen Schiller- und Humboldtfest, der sofort den Dichter beauftragte, für letzteres Fest den Prolog zu schreiben, dessen Manuscript Rittershaus dem gleichfalls unter den Bielefelder Ehrengästen Befindlichen an jenem unvergeßlichen Tage übergab. Wie diese Dichtung, von Fanny Panaschek gesprochen, die Hörer hingerissen, und wie sie, für die neue Welt von Freiligrath's hochbegabter Tochter, Käthchen Roecker, englisch übersetzt, für die alte Welt aber in diesem Blatte abgedruckt, die Leser diesseits und jenseits des Oceans entzückt und begeistert, ist noch frisch in Aller Gedächtniß.

Jene staunenswerthe Befähigung der Augenblicksdichtung, mit welcher eine gleiche Herrschaft über die freie Rede Hand in Hand geht, und dazu noch eine große gesellige Liebenswürdigkeit, das Erbtheil der früh verlorenen, von dem Sohne in herzennigen Liedern betrauerter und verklärten Mutter, haben Rittershaus in den weitesten Kreisen seiner Heimath zu einer ebenso bekannten wie beliebten und gefeierten Persönlichkeit gemacht, wovon ich mich in Bielefeld auf das Genügendste überzeugen konnte. Daraus erklärt es sich auch, daß seit einer Reihe von Jahren fast in keinem Zeitungsberichte über irgend eine Feierlichkeit am Rhein und in Westphalen der Name Rittershaus fehlt.

Unrecht aber würde man ihm thun, deshalb ihn jenen ausschließlichen Gutherigern, Sangesbrüdern oder Schützenkönigen beizugesellen, die in ihrer eintagsliegenden Begeisterung und mit mehr Durst als Wisz unter der ingwischen verfunkenen Festsonne ihre Lustsprünge machten. Seine ganze Thätigkeit gehört im besten und ernstesten Sinne der Oeffentlichkeit an; die Gemeinamkeit Aller, dieses Lösungswort der Einsichtigen und Ehrlichen, ist auch sein Bannerspruch. Nachdem schon der Knabe die Gluth für Freiheit und Recht in jener vormärzlichen unbestimmten Wortfülle ausgefungen, trat mit der sogenannten neuen Aera der jugendliche Mann in die Reihen der Partei, und hat seitdem der Dichter den Freiheitskampf unseres Volkes unablässig mit seinen Liedern begleitet, deren viele weit über die Grenzen des Vaterlandes hinaus in deutschen Herzen eine bleibende Stätte gefunden. Aber dabei begnügte er sich so wenig wie mit Reden in Volks- und Wahlversammlungen; die bittere Enttäuschung, die jenem kurzen Rausch folgte, öffnete auch ihm die Augen über die Unzulänglichkeit rein politischer Bestrebungen und richtete seine Blicke auf die Erziehung und Bildung, auf die geistige und leibliche Förderung Derer, die ein altverjährter Mißbrauch noch immer „das Volk“ zu nennen beliebt, als das Nächstliegende und Dringlichste. Mit rastloser Selbstaufopferung ist er seit Langen für Gründung und Erhaltung von Spar-, Consum-, Arbeiterbildungs- und ähnlichen Vereinen in rheinischen und westphälischen Städten thätig, wie denn jedes auf das öffentliche Wohl gerichtete Bestreben seiner durchgreifenden Mithilfe sicher sein darf.

Und wie er so die Aufgaben unserer Zeit richtig erfaßt hat, ist er selbst zugleich ein Kind und ein Bild dieser neuen Zeit, welche, mehr und mehr von veralteten Vorurtheilen sich loslösend, nur die auf unmittelbare Ziele gerichtete Thätigkeit anerkennt, und Jedem auf dem Plage für berechtigt gelten läßt, auf dem er Tüchtiges leistet. Ganz abgesehen von den zünftigen Staatsmännern, welche durch uneingeweihte Volksvertreter und Volks-

redner gar oft eines Besseren sich müssen belehren lassen, greift überhaupt auch auf geistigem Gebiete die Gewerbefreiheit immer mehr Platz. Es ist noch gar nicht so lange her, daß das akademische Triennium, mochte es gleich mehr in der Kneipe und auf dem Festsboden, als in den Hörsälen absolvirt sein, auch zur Erlangung des Bürger- und Meisterrechtes in der Literatur für unerläßlich galt, und das Aussehen, welches die ersten Freiligrath'schen Lieder machten, erhöhte sich dadurch um ein Bedeutendes, daß der Dichter „ein bloßer Kaufmannsdienner“ war. Und er blieb nicht lange vereinzelt. Im Wupperrhale, diesem Sitze der großartigsten Industrie und der protestantischen Strenggläubigkeit, dessen eigenthümliche Verhältnisse schon Goethe gelegentlich seines Besuches bei Jung Stilling eingehend bespricht, entstand bald eine ganze Schule dichtender Kaufleute, die zugleich aus naheliegenden Gründen als Vorkämpfer einer freien Richtung auftraten.

Schon vor 1848 wurde der früh verstorbene Adolf Schultz, später hauptsächlich durch seine gemüthvolle Familienpoesie beliebt, wegen radicaler Gedichte in der von Marx und Engels zu Paris herausgegebenen „Deutschen Zeitung“ auf Requisition des preussischen Gesandten aus der französischen Hauptstadt ausgewiesen, während er ruhig daheim als Commis am Schreibpulte saß und von da seine Brandraketen schleuderte, ward ein Heftchen socialistischer Lieder von Gustav Reinhardt Neuhaus als Teufelsmachwerk von der Kanzel herab in zelotischen Predigten verflucht. Auch Friedrich Engels, der eigentliche Vater des deutschen wissenschaftlichen Socialismus, ist das Kind einer der angesehensten Familien in Barmen. Ihnen, dem begabten, nicht genug gewürdigten Dramatiker Friedrich Koeber, dem Verfasser des „Appius Claudius“, und dem sinnigen Lieder- und Balladenfänger Karl Stelter schlossen sich die jüngeren, Karl Siebel, der leider 1868 in der Maienblüthe des Jahres und des Lebens heimgegangen, und Emil Rittershaus, auf das Innigste an, und in dem stattlichen Kreise wirkte der Maler Richard Seel, der geniale Zeichner des Deutschen Michel, als verneinender Geist, der namentlich die Heine'schen und amaranthstrenden Gelüste der Anstrebenden mit unerbittlicher Schärfe beschnitt und immer wieder auf den gefunden Boden der Wirklichkeit hin verwies. Ein Genosse jener Tage war auch der Leipziger Capellmeister Carl Reinecke, zu dessen neuester Oper „König Manfred“ bekanntlich Friedrich Koeber den Text gedichtet hat.

Studirt hätte nun Rittershaus gern, und zwar Naturwissenschaften, deren bestimmender Einfluß auf die Umgestaltung der alten Zustände dem Frühgereiften nicht entgangen war, aber die Vermögensverhältnisse des Vaters traten dem Wunsche des einzigen Kindes entgegen. Und der junge Dichter, der in der letzten Zeit mit besonderer Erlaubniß der Lehrer die deutschen Aufsätze häufig in Versen geschrieben, auch bereits in Localblättern wiederholt sich gedruckt gesehen hatte, vertauschte die Schule mit dem Comptoir. Frischer Sinn und innere Tüchtigkeit bewahrten ihn vor weichen Träumereien über verfehlten Beruf, und er verstand es sehr bald, Pflicht und Neigung zu wechselseitiger Ergänzung in Einklang zu bringen. In sehr frühen Jahren selbstständig, fand er auch Gelegenheit, den alten Wandertrieb zu befriedigen und auf größeren Reisen durch Deutschland, England, Holland, Belgien und die Schweiz nicht nur für seine geschäftlichen Zwecke, sondern auch durch die Bekanntschaft mit den hervorragendsten literarischen, politischen und künstlerischen Größen für die eigene Ausbildung zu wirken.

Gesammelt erschienen seine Gedichte 1855 bei Baedeker in Elberfeld, und obschon vom Publicum und der Kritik auf das Günstigste aufgenommen, gelangten sie doch, eines Verlagswechsels und anderer äußerlicher Umstände halber, erst im vergangenen Winter zur dritten Auflage (Breslau bei Trevenndt). Die Jugend des Dichters liegt in diesem Buche abgeschlossen vor, und Alles, was ihn auszeichnet, findet sich hier, wenn auch nicht immer schon in der Vollenbung, so doch in seinen festen Grundzügen. Vorzüglich bemerkenswerth, besonders beim Rückblick auf die Zeit, der diese Dichtungen zum allergrößten Theile entstammen, ist die Gesundheit, die frische männliche Kraft und jenes unmittelbare Erfassen der Wirklichkeit, das damals unter der Bezeichnung des Realismus noch vielfach als eine Abirrung der Poesie heftig angegriffen wird, gegenwärtig aber immer siegreicher das Feld erobert, nachdem die Poeten sich selbst und die Andern überzeugt haben, daß sie mit dem Leben rechnen müssen, wenn sie für das

leben schaffen wollen, was doch schließlich Jedermanns Pflicht. Junge Dichter rechnen bekanntlich aber auch gern mit jeder Frau, daher die vielfachen Herzensbrüche, denen sie ausgesetzt sind, und die ihre Bücher zu einer Gallerie weiblicher Schönheiten machen. Davor ward Rittershaus durch seine schon in den ersten Jünglingsjahren erfolgte Verheirathung bewahrt. Hedwig Lucas ist ihm eine treue, aufopfernde Lebensgefährtin und zugleich seine einzige Muse geblieben. Daher der einheitliche Charakter seiner Liebeslieder, die den Verlust an stürmischer Leidenschaft durch eine wohlthunende und überzeugende Innigkeit ersetzen.

Bezeichnend für die Entwicklung der Zeit und des Dichters aber ist, daß gerade die dem öffentlichen Leben gewidmeten Dichtungen jenes Buches an einer Allgemeinheit leiden, die zuweilen auf der einen Seite in unklarer Phrasenschwelgerei verhinnt und auf der anderen bis zur Nüchternheit dürre Reflexion herabsteigt. Sie bezeichnen jenen unbestimmten Freiheitsdrang, der noch ziemlich weit über die Märztage hinaus das deutsche Volk erfüllte, bis es endlich zur Klarheit über seine eigentlichen und nächsten Aufgaben gelangte und nun mit ernstem Eifer an die Arbeit ging, die mühsam, aber sicher, auch in ihren Erfolgen, noch immer vorwärts schreitet. Und dieser Arbeit fehlt, nach edler deutscher Sitte, auch der begleitende Gesang nicht, und die wahren Sänger sind zugleich Arbeiter an dem großen gemeinsamen Werke. Kaum dürfte aber ein Zweiter dem Doppelberufe mit solcher Treue obliegen und mit solcher Auszeichnung genügen, wie Rittershaus. Keine Leitartikel in Versen und kein mit leerem Schalle verhallendes Sturmglockenläuten, erfassen die politischen und socialen Lieder seiner zweiten Periode die Fragen des Tages mit concretester Bestimmtheit, während die dichterische Auffassung und Behandlung, das Feuer der Begeisterung und der hinreichende Klang des markigen Verses ihnen zugleich allgemeine und dauernde Bedeutung verleiht. Wohlthunend dringt und klingt bei ihm auch überall das Keimenschliche durch, vor einseitiger blinder Parteileidenschaft ihn bewahrend. Als im unseligen Kriege von 1866 das „Die Wels! Die Waibling!“ auch aus Dichtermunde drohend sich entgegenklang, überlante den wilden Kampfeslärm sein herzerschütterndes „Zu Hülfe!“ und wandte sich über allen Haber hinweg an die Einmüthigkeit der barmherzigen Liebe. Fast sämtliche deutsche Blätter der verschiedensten Färbung öffneten sich diesem Aufrufe, der auch die so ergiebige Sammlung der Gartenlaube für die Verwundeten eingeleitet hat. Rittershaus sagt darüber in einem späteren Gedichte:

„In Kampfesmiten schlug ich auf mein Zelt,  
Als Heermacht wider Heermacht kämpfend rannte,  
Das rothe Kreuz in einem weißen Feld,  
Die Fahne war's, der ich mich zugesellt,  
Als wildes Streiten unter Brüdern brannte,  
Wo jammernd sich ein Herz in Qualen wand  
Und einsam litt, da hat mich's hingetrieben, —  
Gern gab' auch ich mein Blut für's Vaterland,  
Doch, ach, mein Wahlspruch: „Recht und Freiheit“ stand  
Auf keinem Kriegeskammer heut' geschrieben!“

In diesem Wort liegt zugleich ein Zeugniß dafür, daß er zu den Wenigen gehört, die unverwirrt und unentwegt auch nach jenen verhängnisvollen Ereignissen die alte Fahne hochhalten, und die ein klarer Blick und ein ehrlicher Muth davon zurückgehalten, sich selbst und Andere, bewußt oder unbewußt, zu täuschen. Auch bei ähnlichen Anlässen, so für die Hinterbliebenen Hermann Warggraff's, die darbenenden Ostpreußen, die Cholera-waisen, hat Rittershaus niemals vergeblich an das deutsche Herz appellirt, zu dessen erklärtesten Lieblingen er gehört, auch drüben im freien Amerika. Zahlreiche Beileidsbezeugungen gelangten über das Weltmeer an die vermeintliche Wittve, als vor einigen Jahren, in Folge eines schlechten Scherzes, die Nachricht vom Tode des Dichters die Zeitungen durchfloss, und ein amerikanisches Blatt brachte sogar die ganz genaue Beschreibung des Leichenzuges.

Mag sich an dem Todtgeglaubten der alte Aberglaube erfüllen! Noch lebt und wirkt er in der Fülle männlicher Kraft, ungebrosen von aller Noth und Sorge, die ihm nicht erspart geblieben. Gelang es ihm auch, unverschuldete schwere Geschäftsbedrängnisse mit treuer Freundeshülfe zu überwinden und als Generalagent verschiedener Assuranzgesellschaften eine neue und gesicherte Stellung zu erringen, so lastet doch der tägliche Beruf auf der vollen Entfaltung seines herrlichen Talentcs, und nicht selten muß der treue Vater nach einem Blicke auf die empor-

blühenden sechs Kinder, wenn auch mit tiefem Seufzer, das Drängen des Dichters zurückweisen, um Zahlen statt Verse zu schreiben. Jetzt soll und kann dieser Druck ihm erleichtert werden. Außer einem vor Kurzem bei Fintel in Leipzig erschienenen Bändchen „Freimaurerische Dichtungen“ (deren Ertrag der Central-Hülfskasse deutscher Freimaurer zufließen soll), gedankenvollen, freiheit- und liebeerfüllten, schöngeformten Gelegenheitsgedichten, die nicht allein den „Bruder“, sondern jeden wahren Menschenfreund erfreuen werden, hat Rittershaus noch keine weitere Sammlung seiner Poesien herausgegeben, obwohl er auch auf anderen Gebieten, als dem des politischen Liedes, thätig gewesen und überall zu gleicher Meisterschaft sich entwickelt hat, wie zahlreiche Proben in Zeitschriften und Künstler-Albums erweisen. Daß aber die besten und gelungensten Schöpfungen seiner zweiten Periode dem deutschen Volke nicht länger vorenthalten bleiben und daß Rittershaus zugleich die wohlverdienten Früchte seines segensreichen Schaffens ernte, dafür will ein Comité Sorge tragen, welches sich aus Freunden und Verehrern des Dichters gebildet hat und in dem Männer, wie Oberbürgermeister Bredt, Franz Dunder, Ferdinand Freiligrath, Friedrich Harkort, Löwe-Calbe, Schulze-Delitsch, Professor Virchow u. A. vertreten sind. Der ganze Unternehmervorgewinn der demnächst erscheinenden „Neuen Gedichte“ soll dem Dichter allein zu Gute kommen, er soll allein die Früchte seines fünfzehnjährigen Schaffens ernten.

„Der Zweck dieser Gedichtsammlung ist deshalb vornehmlich auch der, dem Dichter selbst neben der Ehre auch den Gewinn seines Schaffens zu sichern und dazu beizutragen, ihm den Kampf mit den Leiberlichkeiten des Lebens zu erleichtern,“ sagt der Verleger in seinem Aufrufe „an alle Freunde deutscher Poesie“.

Mag dieser Aufruf reiche Früchte tragen, mag das deutsche Volk auf dem betretenen Wege fortfahren, auch dem Lebenden zu seinem Rechte zu verhelfen, und die Hülfe, die es Freiligrath erst am Abend gewährt hat, Rittershaus mitten am Tage noch leisten, um dereinst mit ihm der Ernte eines Dichters sich zu freuen, der noch am Säen ist.

Als eine Probe und zugleich als Beleg, wie reich und voll das Herz des Poeten, wie schwer es aber auch gar oft um dieses Herz ist, schließe hier:

#### Die Sonntagspuppe.

Es war an einem Sonntagmorgen —  
Ob hell, ob düster, weiß ich nicht,  
Ich weiß nur das — ich war in Sorgen,  
Und finster war mein Angesicht,  
Mir war die Welt voll Gram und Grauen,  
Die Lust der Jugend schuf mir Pein. —  
Nur helle Menschenaugen schauen  
Zu Gottes Welt den Sonnenschein!

Ich hatte einen Freund gefunden,  
Der heil'ge Tren' mir einst gelobt. —  
Nun kamen ernste, schwere Stunden,  
Nun ward des Mannes Wort erprobt!  
Sagt hing mein Schiff an schlimmen Riffen!  
War nicht der Freund als Retter nah?  
Ich hätte gern die Hand ergriffen, —  
Die Freundeshand, sie war nicht da!

Mein Aug' ist schlecht geschickt zur Thräne;  
Nicht stand ich muthlos und erschlaßt,  
Doch brummt' ich knirschend in die Zähne:  
„Nun wohl! Mit Gott und eigener Kraft!“  
Und in den Zügen stand geschrieben,  
Wie mich geschmerzt der eitle Trug,  
Daß einen Namen, einen lieben,  
Ich ansstreich aus des Herzens Buch.

Mit seiner Sonntagspuppe spielend,  
Mein Töchterlein im Zimmer saß;  
Oft sah das Kind, zur Seite spielend,  
Wie ich nur fast zum Scheine las,  
Wie achtlos durch die Blätter schweifend  
Ich doch in schwarzen Träumen blieb,  
Und wie ich sinnend, leise peisend  
Gedankenvoll die Stirne rieb.

Ein närrisch Ding mein kleines Nennchen!  
Wie ist das Fräulein sonst empört,  
Wenn's in dem Spiel mit Kaffeekünnchen  
Und Puppen je der Vater föhrt!  
„Gieb einen Kuß mir!“ — „Nein, ich danke!“  
„So laß' mich doch in Ruh', Papa!“  
Doch heute von dem Puppenhaupte  
So oft zu mir die Kleine saß.



Und plötzlich kam mein Kind gegangen  
 Und leise sprach es drauf zu mir:  
 „Die Sonntagspupp' mit rothen Wangen,  
 Papa, ich leib' die Puppe Dir!  
 Mit ihren allerhöchsten Sachen  
 Hab' ich für Dich sie angethan.  
 Papa, nun mußt Du wieder lachen!  
 Nun sieh' auch Anna freundlich an!“

Und als mir in das Auge schaute  
 Mein Kind wie sonn'ger Maientag,  
 Da fühl' ich, wie im Herzen thaute  
 Das Eis, das auf der Seele lag,  
 Da ward mir wieder froh zu Sinne,  
 Da wurde meine Stimme klar,  
 Und tief beschäm't ward ich inne,  
 Wie unaussprechlich reich ich war!

## Die verlassene Frau eines Bonaparte.

In schönen sonnigen Tagen um die Mittagszeit sieht man häufig eine alte rüstige Dame in der Charles-Street und in den übrigen dem Washington-Monumente nahe gelegenen elegantesten Straßen Baltimores spazieren gehen. Ihre ganze Erscheinung ist eine eigenthümliche, auffallende. Die nicht große Gestalt ist gewöhnlich in einen kostbaren Sammetmantel gehüllt, dessen altmodische Fagon ganz im Einklange steht mit einem Hute, den unsere Generation nur noch aus alten Bildern kennt. Das mit tiefen Furchen durchzogene, gelblich klatte Antlitz, welches wir unter dem Schatten jener Kopfbedeckung kaum entdecken können, bildet einen ganz frappanten Contrast zu den glänzenden klaren, mit jugendlicher Schärfe blickenden Augen, die es umrahmt.

Diese dunklen, wunderstrahlenden Augen allein sprechen noch von der Vergangenheit — jener fernen, fernen Vergangenheit, wo ihre Besitzerin den Ruf erwarb, von allen den Schönheiten, die Baltimore als jene Stadt Amerikas berühmt gemacht hat, wo man nie ein häßliches Frauengesicht erspähen könne, — die Schönste, Anmuthigste und Gefeierste zu sein.

Das ist freilich schon lange, lange her. Seit Elisabeth Patterson die glänzendste Zierde der Gesellschaft Baltimores war, ist ein Menschenalter vergangen. Jene, die sie bewundert, geliebt und beneidet haben, sind längst begraben, — begraben auch Diejenigen, welche sie kränkten, verließen und ihr Glück elendem, politischem Ehrgeize opferten.

Es war im Jahre 1803, als der damals erst achtzehnjährige jüngste Bruder Napoleon's, Jerome, als Commandeur einer französischen Fregatte in dem Hafen von Baltimore landete. Den Bruder des ersten Consuls empfing man überall mit der größten Auszeichnung, und die angesehensten Familien Baltimores machten es in jenen Tagen ebenso wie in jüngster Zeit mit den englischen Prinzen, — sie kämpften förmlich um die Gegenwart Jerome's in ihren Salons. Man überbot einander in Aufmerksamkeiten für ihn, und dem lebenslustigen, leichtsinnigen, übermüthigen Jerome behagte das ganz außerordentlich, und ohne Rückhalt und ohne Bedenken ergab er sich in toller Ausgelassenheit allen ihm gebotenen Lebensgenüssen.

Eines Abends traf er auf einem ihm zu Ehren gegebenen Ball im Hause eines der reichsten Geldfürsten zum ersten Male die Dame, der unbedingt die Krone der Schönheit und der Grazie zuertheilt wurde. Er hatte in der kurzen Zeit seines Aufenthaltes in Baltimore so unendlich viel von dieser „Perle Marylands“ reden hören, daß er sehr gespannt auf ihre Bekanntschaft war. Er ließ sich ihr vorstellen, und als Elisabeth mit dem den Amerikanerinnen eigenen königlichen Anstande seine tiefe Verbeugung nur mit einem leichten Neigen des stolzen Hauptes erwiderte und das wundervolle Auge ihn kalt und halb spöttisch musterte — hatte sie sich doch den Helden des Tages in ihrer Mädchenphantasie wie einen Halbgott vorgestellt und fand nun statt dessen einen Züngling, den die blendende Uniform allerdings recht hübsch kleidete, der aber mit dem kaum entknošpenden Bärtchen mehr noch wie ein Knabe aussah —: da war's um Jerome's Herz geschehen!

Er begriff ihren Blick vollkommen, und die Eitelkeit stachelte ihn an, jener stolzen spöttischen Schönheit durch den ganzen Aufwand der echt französischen Lebenswürdigkeit, durch welche Jerome berühmt wurde, zu beweisen, daß sie in ihm den gefährlichen Mann fürchten könne.

Und was so unbedacht als Spiel kindischer Eitelkeit begann, wurde rasch zum Ernst, für Jerome allerdings nur zum vorübergehenden, für Elisabeth aber zum lebenslangen, bitteren Ernst. Jerome mit der ganzen weltbekannten Leidenschaftlichkeit seiner Natur wurde bald von einer so wilden, ungestümen Liebe zu der reizenden Amerikanerin erfaßt, daß er nicht mehr leben zu können glaubte, ohne daß sie die Seine würde.

In South-Street, einem Theile der Stadt nahe am Strande, wo jetzt nur noch Geschäftshäuser und Waarenhäuser sind, der aber damals der aristokratischste Theil der Stadt war, steht noch das Haus, welches Elisabeth's Vater, der reiche Kaufmann Patterson, bewohnte. Zu ihm hin lenkte der unbedachte und vom Liebestaumel berauschte junge Franzose, ohne viel zu überlegen oder zu schwanken, nach wenigen Wochen eines Morgens im Jahre 1803 seine Schritte, um sich beim Vater um Elisabeth's Hand zu bewerben.

Dieser, geschmeichelt und geblendet durch die dargebotene Verbindung mit der Familie des ersten Mannes seiner Zeit, gab ebenso rasch seine Einwilligung wie Elisabeth, die ganz und innig die schnell entflammte Neigung Jerome's erwiderte.

Die ungestüme Hefigkeit der Bewerbung Jerome's schlug alle Bedenken und alle lange Vorbereitung zur Hochzeit erfolgreich aus dem Felde, und schon am Abend vor Weihnachten wurde die Ehe zwischen Jerome und Elisabeth vom Bischof der Diocese, Carroll, dem Bruder des berühmten Carroll von Carrollston — eingeseget. Der Ehecontract war von Alexander Dallas, nachherigem Schatzminister der Vereinigten Staaten, entworfen und der Mayor von Baltimore und viele ausgezeichnete und bekannte Persönlichkeiten wohnten der Trauung bei.

Ein Jahr verging dem jungen liebenden Paare in ungetrübtem Glück. Da plötzlich, wie der Blik oft aus heiterem Himmel niederzuckt, kam die gebieterische Aufforderung Napoleon's an Jerome so fort zurückzukehren. Er war auf's Höchste erbittert durch die Heirath Jerome's, da sein ehrgeiziger Kopf längst Pläne geschmiedet hatte, durch eheliche Verbindungen seiner Brüder mit legitimen Fürstenhäusern die jüngst geschaffene Kaiserkrone fester auf das eigene ehrgeizige Haupt zu drücken.

Jerome, der wankelmüthige, leichtlebige Jerome, von der glänzenden Aussicht in die Zukunft geblendet — schwankte keinen Augenblick, das einst so heiß ersehnte Familienglück den politischen Interessen seines Bruders zu opfern. Denn Napoleon hatte verlangt, daß er allein zurückkehre; — und die böse Welt setzt dazu, daß Jerome gern den Befehl seines mächtigen Bruders vorschübe, um sich von der Gesellschaft seiner Gattin zu befreien. Hatte doch Elisabeth mit fester Hand den jungen, zu den größten jugendlichen Excessen und Ausschweifungen geneigten Ehemann in Schranken zu halten gewußt und alles Mitteln an der holden Fessel seinerseits war umsonst gewesen; Elisabeth besaß schon damals die sie auch jetzt noch auszeichnende Energie und die kalte, ruhige Ueberlegungskraft ihrer späteren Tage.

Sie sah deshalb voraus, daß Jerome, so lange sie ihn begleite, ihr treu und ergeben sein würde, daß er aber, einmal ihres persönlichen Einflusses beraubt, in Napoleon's Händen wie weiches Wachs zu lenken sei. Sie hatte ihre Gründe, genau die Schritte ihres Gatten zu überwachen, und darum war es eben nicht zu verwundern, daß dieser, als er, angeblickt um seiner geliebten Elisabeth den Schmerz der Trennung zu ersparen, einen Tag vor der bestimmten Abreise heimlich die ihm zu Gebote stehende Fregatte betrat und nach gegebenem Befehl zum Ankerlicht in die Kajüte hinabstieg, dort ganz unerwartet seine treue Gattin fand. Man sagt, die Vorwürfe seien von beiden Seiten mit größter Aufrichtigkeit ausgetauscht worden — doch war Jerome, sich im Unrecht fühlend, während der ganzen Seereise der lebenswürdigste und aufmerksamste Ehegatte und sein Schmerz, nachdem seiner Gemahlin in Lissabon nicht mit ihm zu landen gestattet wurde, war aufrichtig und wahr. Er trennte sich bald darauf von ihr, die ihre Niederkunft demnächst erwartete, unter Thränen und mit den heiligsten Schwüren, sich in Amsterdam wieder mit ihr zu vereinigen, nachdem er erst in Paris Alles versuchen werde, um Napoleon zu versöhnen. Die arme verlassene